

Der Wille zur christlichen Einheit.

Von Max Pribilla.

Wer immer zu den christlichen Einigungsbestrebungen Stellung nehmen will, muß sich bewußt sein, vor einer sehr verwickelten und heiklen Frage zu stehen, an deren Lösung bisher die verschiedenartigsten Versuche von Jahrhunderten, die gewaltsamen und die friedlichen, gescheitert sind. Auch wenn seine vom Glauben beflügelte Sehnsucht das ferne Ziel einer geeinigten Christenheit mit heißem Verlangen umfängt, muß sein Geist mit kritischer Schärfe und Unbeirrbarkeit die tatsächliche konfessionelle Lage genau zu erkennen trachten, um in der harten, rauhen Wirklichkeit gangbare Wege zu jenem erhabenen Ziel zu finden. Er darf nicht durch Verschiebungen, Abschattungen oder Verschweigungen sein wichtiges und schwieriges Thema unstatthaft vereinfachen und so gleichsam über Abgründe Nebelbrücken schlagen. Denn wenn irgendwo, dann gilt es hier, Mißverständnissen und Mißgriffen vorzubeugen und die heilige Nüchternheit (*sobrietas*) anzuwenden, die uns in der Hl. Schrift (Röm 10,2; 12,3; 2 Tim 1,7) und in der Überlieferung unserer Kirche so eindringlich empfohlen wird. Deshalb will dieser Aufsatz sich vor allem um Klarheit bemühen und namentlich die Einwände berücksichtigen, die sich gegen die Bestrebungen um die christliche Einheit richten. Freilich ist es nicht möglich, das weitschichtige Thema in einem knappen Aufriß erschöpfend zu behandeln. Nur die Hauptlinien können und sollen zur Darstellung kommen. Dabei beschränkt sich die Untersuchung im wesentlichen auf das Verhältnis von Katholiken und Protestanten¹.

Zunächst die Vorfrage nach der Entstehung der neueren christlichen Einheitsbestrebungen. Wie kommt es, daß in den letzten Jahrzehnten so viel von der Einheit der Kirche oder von der Einigung der Christenheit die Rede ist? Handelt es sich dabei um eine vorübergehende Zeiterscheinung, um eine Art geistiger Mode oder Sensation, die dem Veränderungstrieb, der Neuerungssucht der Menschen entspringt, oder meldet sich hier ein echt kirchliches, tief religiöses Anliegen?

Wenn wir auf die neueren Einigungsbestrebungen hinschauen, werden wir gut tun, Anlaß und Grund wohl zu unterscheiden. In ihrem geschichtlichen Entstehen sind sie ohne Zweifel durch äußere Anlässe bedingt, die zum Teil Fragen der Organisation, des Austauschs und der praktischen Nützlichkeit betreffen. Der Wettbewerb der verschiedenen Kirchen in den äußeren Missio-

¹ Zur Ergänzung verweise ich auf meinen Aufsatz »Zum Gespräch zwischen den Konfessionen«: *StimmZeit* 138 (1941) 211—219.

nen und die dadurch begründete Verwirrung und Erschwerung der Missionsarbeit, die Zersplitterung der christlichen Kräfte im sozialen und karitativen Wirken für die notleidende Menschheit, die Ohnmacht der zerspaltenen Christenheit im öffentlichen Leben, das sich immer mehr dem christlichen Einfluß entzieht, die materielle Bedrängnis vieler Kirchen in und nach dem Weltkrieg, auch nationale und politische Beweggründe — alles das hat auf die Entstehung der Stockholmer und der Lausanner Bewegung eingewirkt und weit darüber hinaus die Sehnsucht nach einer einigen Christenheit geweckt. Aber gerade die verschiedenen Strömungen, die sich in der sogenannten ökumenischen Bewegung mischen oder auch unvermischt nebeneinander fließen, haben das Mißtrauen hervorgerufen, daß in ihr eben der Geist der Menschen und nicht der Geist Gottes am Werke sei. Äußeren Umständen entstammend, durch geschickte rührige Propagandisten verbreitet, werde sie mit dem Wechsel der Umstände und dem Verschwinden der führenden Persönlichkeiten auch selbst verschwinden; dann werde es still um die *Una Sancta* werden und die von mancher Seite beklagte, weil unbequeme Unruhe sich wieder legen.

Dieser Einwand hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes; er könnte noch durch die Tatsache gestützt werden, daß die hohen Erwartungen, die außerhalb der katholischen Kirche an die Kirchenkonferenzen von Stockholm und Lausanne geknüpft wurden, sich nicht erfüllt haben, sich nach Lage der Dinge nicht erfüllen konnten. Und doch verkennt der Einwand die Fügungen und Führungen Gottes hinsichtlich seiner Kirche. Denn die Not ist in der Hand Gottes die große Erzieherin. Der verlorene Sohn wurde zur Einsicht und Umkehr zunächst durch den Hunger angetrieben, was sicherlich kein rein religiöses Motiv war. Aber das physische Elend brachte ihn zur Besinnung und zur Erkenntnis seines geistigen Elends. Die Menschen müssen meist erst in eine Sackgasse geraten, bis sie merken, daß sie sich verlaufen haben. Es hängt mit der Unvollkommenheit ihrer Glieder zusammen, daß auch die Kirchen ihr Gewissen tief und ernstlich meist nur in der Heimsuchung erforschen. Die Not muß kommen, um sie für ihre Fehler und Versäumnisse helllichtig zu machen.

So verstehen wir auch die Entwicklung der neueren christlichen Einigungsbestrebungen, die durchaus eine Entwicklung von außen nach innen ist. Was zuerst schmerzlich wahrgenommen wurde, was man heilen wollte, waren Symptome einer Krankheit. Aber je mehr und je länger man über die verhängnisvollen Folgen der Glaubensspaltung nachdachte, um so klarer wurde die Erkenntnis, an welcher schwerer Wunde die Christenheit litt und leidet. Es wurde das ganze Ausmaß, die

ganze Tragik der Kirchenzersplitterung offenbar. Und das ist das erste, was die neuen Einigungsbestrebungen erreicht haben: sie haben in vielen Christen das eingeschlafene Gewissen auferüttelt und auf ihre Seele die schwere Verantwortung gelegt, die sie für den Zustand nicht nur ihrer eigenen Kirche, sondern der gesamten Christenheit tragen. Die Christenheit hatte sich weithin bei ihren Spaltungen beruhigt und im Schiedlich-Friedlich der Weisheit letzten Schluß gesehen. Der Gedanke an die Einheit schwebte wie ein platonischer Wunsch in bleicher Ferne. Der neue Geist, der in die Christenheit wie ein Sturmwind gefahren ist, hat mit dieser Friedhofsruhe und dieser matten Verzichtsstimmung aufgeräumt und die Pflicht zur Einheit eingeschärft. „Jetzt aber ist die Stunde, vom Schlafe aufzustehen... Die Nacht ist vorüber und der Tag hat sich genah“ (Röm 13,11 f.).

Es ist ein günstiges Vorzeichen für den christlichen Gehalt der neueren Einigungsbestrebungen, daß sie nicht mit Siegesfanfaren anheben, sondern in der *demütigen Gesinnung* der Buße, der Scham und Reue, das Testament des Herrn so schlecht beobachtet, ja geradezu vernachlässigt zu haben. Die Hl. Schrift betont immer wieder die Lehre von dem einen Gott, dem einen Erlöser, dem einen Glauben, der einen Taufe, dem einen Volke Gottes²; das ganze Urchristentum ist erfüllt von dem Gedanken an die Einheit der Kirche. Aber in Wirklichkeit zeigt die Christenheit die größte Zersplitterung und Gegensätzlichkeit. Wir kennen und anerkennen als verpflichtend das Hohepriesterliche Gebet, in dem die Einheit aller Jünger Christi sogar als Zeichen seiner göttlichen Sendung hingestellt wird. Wenn Christus diese Einheit ein Zeichen für die Welt, für die Menschen nennt, so konnte er nur eine Einheit meinen, die äußerlich sichtbar ist, denn die rein innere Einheit kann kein Zeichen sein. Überdies ist die innere Einheit in einer unsichtbaren Kirche, d. h. die unsichtbare, nur Gott offenbare Einheit aller Begnadeten in Christo immer und notwendig vorhanden; sie kann nicht zerstört werden und braucht daher auch nicht wiederhergestellt zu werden. Was aber die äußere Einheit anlangt, so ergibt die Überschau über die Christenheit einen Befund, der dem ausgesprochenen Willen und der klaren Lehre Christi geradezu hohnspricht, mögen wir dabei nun an das Gebiet des Glaubens oder der Liebe denken. Darum sagte der anglikanische Bischof Gore, eine Führungsgestalt in der ökumenischen Bewegung: „Wenn irgend etwas gewiß ist, so ist es dies, daß sichtbare Einheit in der Kirche seiner Jünger der Wille Christi war.

² Vgl. von protestantischer Seite: Joh. Schneider, *Die Einheit der Kirche nach dem Neuen Testament*, Berlin 1936, Furche-Verlag.

Wenn dem so ist, dann sind wir in einem erschrecklichen Maße von seinem Willen abgewichen“³.

Vor aller Arbeit für die christliche Einheit — wofern diese Arbeit ernst und echt ist — steht also eine seelische Erschütterung, ein wahres Entsetzen über den schreienden Gegensatz zwischen dem Evangelium und dem tatsächlichen Zustand der Christenheit. Eine „große Trauer und ein unablässiger Schmerz“ (Röm 9,2) müssen in den Herzen der Christen brennen, ehe sie mit Nutzen die Hand anlegen können, um dem größten Übel der Christenheit abzuhelpen. Wer dieses schmerzliche Gefühl über die Zersplitterung der Christenheit nicht teilt, wem die tiefen Spaltungen in ihr gleichgültig sind oder als Entfaltungen eines inneren Reichtums notwendig, unaufhebbar und gar wünschenswert erscheinen, der ist für die Arbeit an der *Una Sancta* ebensowenig berufen wie der Blinde, um über Farben zu urteilen. Er möge sich aber auch ernstlich fragen, ob er die Hl. Schrift lesen und betrachten könne, ohne zu erröten.

Die Erkenntnis einer Fehlentwicklung legt den Entschluß nahe, sie rückgängig zu machen. Aber wenn dies schon auf materiellem Gebiet schwierig und oft unmöglich ist, so erst recht auf geistigem. Man kann nicht Jahrhunderte und ihre Spuren aus der Geschichte streichen. Auch alle wehmütigen oder entrüsteten Ergüsse darüber, wie die Geschichte eigentlich hätte verlaufen sollen, ändern nichts an ihrem tatsächlichen Verlauf. „Ewig still steht die Vergangenheit.“ Wollen wir also die schwerwiegende Frage, was wir für die Einigung der Christenheit tun können, richtig stellen, so müssen wir den Blick nicht rückwärts, sondern vorwärts richten. Für das, was im 16. und 17. Jahrhundert getan oder versäumt worden ist, tragen wir keine Verantwortung, wohl aber für das Heute, die heutige Gestaltung des Verhältnisses zwischen den geschichtlich getrennten christlichen Kirchen.

Nun ergibt eine ganz nüchterne Erfassung der konfessionellen Wirklichkeit vorab eine geradezu paradoxe Lage: die Christen erkennen, daß sie sich einigen *sollten*, und erkennen zugleich, daß sie sich nicht einigen *können*. Die christlichen Kirchen sind seit Jahrhunderten getrennt, haben eine ganz verschiedene theologische Entwicklung durchgemacht, sind dogmatisch und organisatorisch verfestigt. Innerhalb der einzelnen Bekenntnisse hat die religiöse Erziehung Überzeugungen und Charaktere geformt, bestimmte geistige Grund-

³ Ch. Gore, *Catholicism and Roman Catholicism*, London 1922, 44; vgl. M. Pribilla, *Um kirchliche Einheit*, Freiburg 1929, Herder, 27. S. Augustinus: »*Ipsa divisio . . . violatae caritatis certissimum indicium est*« (De bapt. c. Don. 4, n. 15; PL 43,163).

haltungen und Gemütsstimmungen geschaffen, die vielleicht noch mehr unterscheidend und scheidend wirken als die einander widersprechenden Glaubenssätze. Zwischen diesen so gestalteten Kirchen hic et nunc eine dogmatische oder organisatorische Einigung herstellen zu wollen, hieße das Unmögliche versuchen, hieße ein Wunder erwarten. Der Schluß ist zwingend: wir können heute die Union nicht machen, auch schon aus dem einfachen Grunde, weil die Una Sancta-Arbeit in der Hauptsache von privaten Kreisen getragen wird; ihre Freunde und Förderer bilden kein Kirchenkonzil, nicht einmal eine Theologenkonferenz.

Es wäre aber durchaus verfehlt, wenn nun die Christen aus der tragischen Paradoxie ihrer Lage den weiteren Schluß zögen, die Einheit der Christenheit einzig und allein von der Gnade Gottes zu erwarten, selbst aber keinen Finger dafür zu rühren. Das wäre ein zwar bequemer, aber auch sträflicher Quietismus. Gott will, daß wir auch selbst Hand ans Werk legen. Denn wenn wir die Union nicht machen können, so können wir sie doch vorbereiten. Dies um so mehr, als die Vorbereitung ganz wesentlich in der treuen Erfüllung der alle verpflichtenden christlichen Gebote besteht, denen sich niemand unter irgendeinem Vorwand mit Recht entziehen kann. Die Spaltungen hätten niemals das tatsächliche Ausmaß angenommen, hätte man nicht immerzu das Trennende betont und darüber das Gemeinsame vergessen. Wollen wir also den Weg zur Einheit gehen, so müssen wir umgekehrt das Gemeinsame in den Vordergrund rücken. Mit andern Worten: Können wir die Gegensätze nicht aus der Welt schaffen, so können wir doch die bisherige Gegensatzhaltung, die feindselige Polemik in Theorie und Praxis, aufgeben, und zwar ganz unbeschadet unserer kirchlichen Überzeugung und ihrer kraftvollen Vertretung.

Aber hier erhebt sich ein gewichtiger Einwand. Gibt es denn überhaupt zwischen den getrennten christlichen Kirchen etwas Gemeinsames? Reichen die Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten nicht bis in das Letzte und Tiefste, ja bis hinauf zum Gottesbegriff? Selbst wenn sie das Vaterunser beten, haben sie die gleichen Worte, aber der Sinn ist ganz verschieden. Wie sollen sich da Gemeinsamkeiten, Berührungspunkte, Verständigungsmöglichkeiten ergeben? Wo sind da Pfeiler, auf die man eine Brücke stützen könnte? Katholiken und Protestanten sind demnach in allem radikal verschieden, und alle Versuche einer Annäherung scheinen ein trügerisches, wenn nicht falsches Spiel, dazu bestimmt, Ahnungslosen Sand in die Augen zu streuen. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die so lauteten und daher nicht

genug vor der Gefahr, dem Blendwerk der Una Sancta warnen konnten. Die Kirche, das Evangelium werde gefährdet, wenn man diesen verführerischen Sirengesängen lausche.

Indessen wollen heute diese beschwörenden Rufe nicht mehr verfangen. Gerade die einfachen Gläubigen mit ihrem ehrlichen, offenen Sinn verweigern ihnen den Glauben und die Gefolgschaft. Wenn sie immer wieder nur von abgrundtiefen theologischen Unterschieden reden hören, dann krampft sich in ihnen das Herz zusammen, und sie möchten es in die Welt hinausschreien: „Das ist nicht wahr! Wir fühlen es zutiefst, daß wir alle doch Christen sind und zusammengehören. Und wenn wir selbst so blind und beschränkt wären, das nicht einzusehen, dann könnten es uns die Gegner des Christentums lehren, die keinen Unterschied zwischen den Konfessionen machen und uns eben als Christen gemeinsam bekämpfen.“ Was ist nun die Wahrheit?

Eins ist zweifellos richtig: Geht man vom Dogmatischen aus, dann stößt man auf Schritt und Tritt auf das Trennende. Es ist schon sehr schwer, die eigene religiöse Überzeugung ganz klar darzulegen und begrifflich einwandfrei zu fassen. Die Verhandlungen der Konzilien, die Verfasser von Katechismen und theologischen Lehrbüchern wissen davon zu berichten. Um wieviel schwieriger muß es sein, zwischen den getrennten Kirchen dogmatische Formulierungen aufzustellen, in denen sie genau übereinstimmen. Das hat sich in den letzten Jahrzehnten bei den vielen interkonfessionellen Aussprachen immer wieder gezeigt. Anders dagegen steht es, wenn wir auf das Leben schauen. Das Leben gleicht vieles aus, was die Theorie trennt. Wie ist das zu verstehen?

Die christliche Religion hat im Laufe der Jahrhunderte ein christliches Milieu geschaffen. Zu diesem Milieu gehören eine ganze Reihe von Auffassungen, Haltungen und Handlungsweisen, die tatsächlich aus dem Geist des Evangeliums stammen, auch wenn sie inhaltlich nicht ausschließliches Sondergut des Christentums sind. Diese Auffassungen, Haltungen und Handlungsweisen, die das Leben der Christen bestimmen, haben die Glaubensspaltung überdauert, sind ein gemeinsamer Besitz der christlichen Konfessionen und ein tragfähiges Fundament für eine Gemeinsamkeit auf weiten Gebieten. Das sollte von allen Christen wohl beachtet werden; denn viel wichtiger als die Diskussion über das, was sie trennt, ist es, das, worin sie übereinstimmen, in die Tat umzusetzen und für das Leben fruchtbar zu machen. Einige Beispiele mögen das veranschaulichen.

Nehmen wir an, eine katholische Ordensschwester und eine evangelische Diakonissin gingen von Jerusalem nach Jericho

und fänden dort am Wege den Verwundeten liegen, der unter die Räuber gefallen ist. Werden sie nun zueinander sprechen: Bevor wir dem Armen helfen, müssen wir uns erst über die Rechtfertigung, das Meßopfer und den Gottesbegriff einigen? Es wäre zu befürchten, daß der Verwundete das Ende dieser Diskussion nicht erleben würde. Nein, beide werden sich, einem unwillkürlichen Gefühl des Mitleids folgend, sofort ans Werk machen und nach besten Kräften gemeinsam Samariterdienste leisten. Und wenn sie nach dieser Tat der Liebe einander in die Augen schauen und sich fragen, warum sie so und nicht anders gehandelt haben, dann wird ihnen bewußt werden, daß sie damit dem großen Gebot ihres Meisters nachgekommen sind. Was will das besagen? Für uns Christen ist Mitleid und Nächstenliebe nicht ein Bestandteil der Sklavenmoral; für uns hat nicht nur der Starke Recht und Anspruch auf einen Platz an der Sonne. Wir anerkennen es als heilige Pflicht, die Kranken und Schwachen zu pflegen und zu heilen, die Wankenden zu stützen, nicht zu stoßen, überhaupt dem andern nichts zuzufügen, was wir nicht uns selbst zugefügt wissen möchten. Darin sind alle Christen einig, und damit tut sich vor unsern Blicken als gemeinsames Arbeitsfeld das unermeßliche Gebiet christlicher Caritas auf, das so weit und so tief reicht wie die menschliche Not. Diese Gemeinsamkeit ist in der Gegenwart um so bedeutungsvoller, als die heutige Menschheit dem Verwundeten am Wege gleicht und des Samariters harrt, der Öl und Wein in ihre Wunden gießt.

Mit der treuen Beobachtung des christlichen Liebesgebotes sind wir schon in und während der Trennung auf dem Wege zur *Una Sancta* und wir sollten uns sehr hüten, diesen Weg der christlichen Liebe und der praktischen Zusammenarbeit geringzuachten.

„Wenn wir wie Brüder beinander wohnten,
Gebeugte stärkten und die Schwachen schonten,
Dann würden wir den letzten heil'gen Willen
Des Herrn erfüllen.“

So heißt es in einem protestantischen Kirchenlied⁴. Und entsprechend hat Papst Pius XI. gesagt, die Einheit der Kirche sei nicht so sehr durch Disputationen und ähnliche Mittel, sondern vor allem durch die Werke der Liebe zu fördern⁵. Wo immer die Kirchen sich karitativ betätigen und einmütig zusammenwirken, bessert sich wie von selbst ihr gegenseitiges Verhältnis, während nichts so sehr die Gegensätze verschärft

⁴ Von Joh. Andreas Cramer (1723—1788).

⁵ AAS 1923, 579.

und verbittert wie Worte und Taten der Lieblosigkeit. Die Einheit in der Liebe muß also der Einheit im Glauben vorausgehen und sie vorbereiten; ja sie schafft erst die seelische Vorbedingung für eine Annäherung, indem sie die Eiskruste von Mißtrauen und Abneigungen, die sich zwischen die Konfessionen gelegt hat, zum Schmelzen bringt. Das Leben bestätigt es ja immer wieder, daß es schwieriger ist, die Affekte zu reinigen als die Gedanken. Das größte Hindernis auf dem Wege zur kirchlichen Einheit sind nicht die theologischen Überzeugungen, sondern die psychologischen Komplexe.

Alle Christen lesen in der Hl. Schrift: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele?“ (Matth 16,26). Wir Christen sind also nicht der Ansicht, daß es hauptsächlich darauf ankommt, sich im Leben durchzusetzen, sich an diese flüchtige Welt zu klammern (1 Joh 2,15) und in rücksichtslosem Kampf ums Dasein möglichst viel von ihrem Reichtum, ihrer Macht und ihren Genüssen zu erraffen. Höher als alle irdischen Schätze steht uns der unvergleichliche Wert der unsterblichen, durch Christi Blut erlösten Seele und das Zeugnis eines guten Gewissens (2 Kor 1,12), mögen die Menschen uns deshalb auch verleumden und verfolgen. Unser Blick ist nach oben, nicht nach unten gerichtet (Phil 3,20). Nicht das ist unsere Losung, der Erde treu zu bleiben, sondern zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen (Matth 6,33); denn für den Christen liegt die Welt im argen (1 Joh 5,19), und sein Streben muß dahin gehen, sich unbefleckt von dieser verderbten Welt zu bewahren (Jak 1,27). Gott wird die Menschen vor allem nach ihrer Seele fragen (Luk 12,20.21), und darum schulden wir tiefste Ehrfurcht der eigenen und jeder fremden Seele. Welche Gemeinsamkeit der geistigen Haltung und der Lebensführung ergibt sich aus dieser Grundüberzeugung für alle Christen!

Wir lesen gemeinsam beim hl. Johannes: „Wenn wir sagen, daß wir ohne Sünde sind, dann betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns“ (1 Joh 1,8). Alle Christen ohne Ausnahme beugen sich in Demut vor Gott und bekennen sich als Sünder, die der Erlösung und der Gnade bedürfen, wie immer sie den geheimnisvollen Akt der Rechtfertigung im einzelnen erklären mögen. Sie verabscheuen den Pharisäismus, der sich immerfort seiner guten Werke rühmt und über andere hochmütig und selbstgerecht aburteilt (Luk 18,11; Matth 7,3—5).

In allen christlichen Gemeinschaften finden wir das Bild und die Lehre vom Kreuz. In irgendeiner Form klingt durch sie alle der Hymnus: Ave crux, spes unica! Der gekreuzigte Christus, der den Juden als Ärgernis und den Heiden als Torheit gilt, ist allen Christen Gottes Kraft und Gottes

Weisheit (1 Kor 1, 23,24). Nicht als ob ihnen das Kreuz ein Zeichen der Lebensverneinung und des Unterganges wäre; im Gegenteil, es ist ihnen das Zeichen der Erlösung und des Triumphes. Nicht weil Christus am Kreuz gestorben ist, sondern weil er selbst in der Schmach und dem Leiden des Kreuzes gesiegt hat, ist er unser Erlöser und Heiland geworden. So ist es denn die gemeinsame Überzeugung aller Christen, daß Kreuz und Leiden, für Gott getragen, nicht ein Weg in Nacht und Tod, sondern ein Weg zu Licht und Sieg ist.

Alle Christen anerkennen die Verpflichtung, sich offen vor den Menschen zu Christus zu bekennen und sich von diesem Bekenntnis durch keinen Druck, keine Drohung und keine Verheißung abbringen zu lassen (Matth 10,28.32.33). Haltung und Charakter des Christen gegenüber der Welt sollen geprägt sein durch die Mahnung, die über vierhundertmal in der Hl. Schrift wiederkehrt: Fürchtet euch nicht!

Wir lesen gemeinsam im Evangelium, mit welcher Ehrfurcht und Liebe Christus das Kind umfassen und für dessen Unschuld und Bewahrung geeifert hat (Matth 18,1—14). Von dort her haben alle Christen als ein teures Vermächtnis das Recht und die Pflicht übernommen, für die christliche Erziehung der Jugend zu sorgen und die hohe Würde und die schwere Verantwortung der christlichen Eltern einzuschärfen. Trotz aller unvermeidlichen Unterschiede in den Einzelheiten des Religions- und Geschichtsunterrichts sowie in der Gestaltung der religiösen Seelenführung — Welch weites und wichtiges Gebiet christlicher Gemeinsamkeit in der Ausrichtung der Erziehung auf die Heranbildung christlicher Charaktere!

Es ist gemeinsame christliche Überzeugung, daß alle Menschen Kinder des einen himmlischen Vaters und Brüder in Jesu Christo sind. Alle sind zur Wahrheit berufen, und allen soll das Evangelium verkündet werden. Darum entfällt vor Christus der Unterschied zwischen Juden und Griechen, Barbaren und Skythen, Sklaven und Freien^o. Wir Christen dürfen bei aller Anerkennung und Pflege der im eigenen Volkstum liegenden gottgeschenkten Werte doch keinen Rassen- und Völkerhaß hegen, sondern müssen das Recht aller Völker auf ihre Freiheit, Sprache, Kultur und Religion achten und verteidigen. Der große Gedanke der Menschheit als einer Liebesgemeinschaft ist durch das Christentum in die Welt gekommen und erfüllt uns mit Ehrfurcht vor jedem Menschen und jedem Volkstum. Nicht das Gesetz der brutalen Gewalt, die niemals eine rechte, dauerhafte Ordnung aufrichten kann, soll unter den verschiedenen Völkern gelten, sondern alle müssen durch die Bande der Gerechtigkeit und Liebe zu einer

^o Röm 10,12; 1 Kor 12,13; Gal 3,28; Col 3,11.

großen Gottesfamilie zusammengeschlossen werden. Wir wollen weder Sklaven sein noch über Sklaven herrschen.

So können wir die ganze Hl. Schrift, die selbst ein unschätzbare gemeinsamer Besitz ist, miteinander durchgehen und wir werden immer wieder auf Übereinstimmungen, Entsprechungen, und Berührungspunkte stoßen. Im allgemeinen läßt sich sagen: So wie alle Christen durch die Taufe in ihrer Seele das Bild der heiligsten Dreifaltigkeit tragen, so ist auch das Charakterbild Jesu Christi, wie es in den Evangelien aufleuchtet, in alle christlichen Kirchen hineingestrahlt und hat sich dem geistigen Antlitz der Christen eingepreßt, so daß sie alle sich durch ihre Ähnlichkeit mit Christus bald mehr, bald weniger als Brüder und Verwandte ausweisen. Es bedarf daher oft nur weniger Worte, um einen Menschen als Christen zu erkennen und ihn von den Nichtchristen zu unterscheiden. So begreift es sich auch, warum die Christen der verschiedenen Konfessionen einander besser verstehen und näher fühlen, wenn sie zusammen beten, als wenn sie über den Glauben diskutieren. Im Gebetsleben tritt eben stark auch das Gemeinsame hervor, zumal da viele Gebetsinhalte oder Gebetsformeln der Hl. Schrift entnommen sind bzw. aus der Zeit vor der Glaubensspaltung stammen. Hieraus erhellt ohne weiteres die große Bedeutung der Liturgie als einer Verbindungsbrücke zwischen den getrennten Kirchen. So haben z. B. viele Protestanten in unseren Tagen ein besseres und tieferes Verständnis der katholischen Religion gewonnen, indem sie sich in die katholische Liturgie, besonders das Missale Romanum, versenkten, als es ihnen je durch dogmatische Studien zuteil geworden wäre. Andererseits können die Katholiken sich erbauen und erheben, wenn sie wahrnehmen, wie in den Gebeten und dem reichen Liederschatz der Protestanten der feste Glaube und die rückhaltlose Hingabe an Christus ergreifenden Ausdruck findet.

Gegen das, was bisher über die Gemeinsamkeiten gesagt wurde, ließe sich nun der gewichtige Einwand erheben, das alles möge seine Richtigkeit haben, aber verharre wesentlich in der Ebene der praktischen Lebensauffassung und Lebensführung, des Religiös-Ethischen, erreiche aber in keiner Weise die Höhe des theologischen Gesprächs, das durch die Sehnsucht nach der Una Sancta hervorgerufen sei. Zwischen Katholizismus und Protestantismus stehe unauflösbar und unauflösbar die Frage nach dem rechten Glauben. So habe ja auch *Luther*⁷ gesagt: „Alle anderen Dinge mag haben ein Unchrist, die ihn

⁷ Von dem Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig (1520); WA 6, 296.

auch nimmermehr einen Christen machen, ausgenommen den rechten Glauben, der allein Christen macht.“ Darum sei Una Sancta-Arbeit notwendig und hauptsächlich Durchforschung der Glaubensunterschiede zwischen den getrennten christlichen Kirchen.

Es gibt in der Tat Christen, denen die Aufrollung und Durchdringung der konfessionellen Gegensätze aus ihren letzten theologischen Gründen und Haltungen vor allem am Herzen liegt. Und wer wollte leugnen, daß damit eine würdige und nützliche Aufgabe gestellt ist, die im Plane der Vorsehung auch zu einem Weg der christlichen Einheit werden kann? Der geistige Kampf um die letzten Voraussetzungen und Folgerungen des konfessionellen Seins und Denkens darf nicht verebben oder verflachen; denn das würde entweder Gleichgültigkeit oder feige Scheu vor grundsätzlicher Stellungnahme und damit Verrat an der Wahrheit bedeuten. Die Wahrheit ist nun einmal das Brot der Seele, von dem sie lebt, und auch die kleinste „particula veri“, die zum Offenbarungsgut gehört, kann im Rahmen des ganzen theologischen Lehrgebäudes von größter theoretischer und praktischer Wichtigkeit sein oder werden. Aber dies bereitwilligst zugegeben, muß doch klar und scharf festgestellt werden: Wer heute in der Kontroverstheologie unter Christen eine vordringliche Aufgabe sieht, verkennt die Zeichen der Zeit (Matth 16,3) und flieht aus oder vor der Zeit. Wir stehen heute vor Fragen von so unerhörter Tiefe und Härte, daß ihr gegenüber die Unterscheidungslehren der christlichen Kirchen, mögen sie in sich noch so bedeutsam sein, in die zweite und dritte Reihe rücken. Heute geht es im Grunde um die Wahl für oder gegen einen persönlichen Gott, für oder gegen Christus, ja um die allerletzte Entscheidung, ob der Mensch ein Geistwesen ist mit verpflichtender Ehrfurcht vor den absoluten Werten der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. In solcher Zeit fühlen alle Christen sich der Welt gegenüber wie von selbst in eine brüderliche Gemeinschaft gedrängt.

Indessen darf und soll dieser zeitgeschichtliche Hinweis nicht von der klar gestellten Frage ablenken, ob die Kontroverstheologie zur Una Sancta-Arbeit gehört. Da gilt es zu unterscheiden. Man kann Kontroverstheologie treiben, indem man die Gegensätze möglichst scharf und schroff herausstellt, so daß These und Antithese einander gegenüberstehen wie zwei hochragende Gipfel, zwischen denen ein tiefer, unüberbrückbarer Abgrund gähnt. Der Hörer oder Leser sieht verwirrt, entmutigt den Abgrund und fragt sich, welchem vernünftigen Sinn eine solche „Auseinander“-setzung dienen könnte. Wenn die Kontroverstheologie zur Una Sancta-Arbeit

gehören soll, dann muß sie durchleuchtet und durchdrungen sein von dem Willen zur christlichen Einheit, indem sie vom klar erkannten und scharf umrissenen gemeinsamen Besitz in das umstrittene Gebiet vorstößt und den Raum der Übereinstimmungen nach Möglichkeit zu erweitern strebt. Ihr völlig bewußtes und deutlich spürbares Ethos ist also die Liebe zur Einheit. Daß dieses Ethos auch in einem ausgesprochenen Kontroversisten leben kann, möge das Beispiel von Joh. Adam Möhler zeigen. Er hat ein ganzes Buch, seine weitverbreitete „Symbolik“, über die dogmatischen Gegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten (1832) geschrieben. Als ihm aber sein protestantischer Gegenspieler, Ferdinand Christian Baur⁸, die Worte Luthers aus den Schmalkaldischen Artikeln (II über die Messe) entgegenhielt: „*Sic in aeternum disiungimur et contrarii invicem sumus*“ (Also sind und bleiben wir ewiglich geschieden und widereinander), antwortete ihm Möhler⁹ mitten im heißen Kampf: „In aeternum! mir bangt in der tiefsten Brust bei diesen Worten. In aeternum also! Das will viel, will sehr viel heißen! In aeternum! Um keinen Preis in der Welt möchte ich also sprechen.“

Wenn der aufrichtige Wille zur christlichen Einheit die Kontroverstheologie beseelt und leitet, dann wird jeder Beteiligte so viel Geduld aufbringen, um den andern ruhig anzuhören. Es wird ein von brüderlicher Liebe erfülltes Ringen einsetzen, einander nicht gleich zu widerlegen, sondern zunächst zu verstehen und das Wahre und Gute ehrlich anzuerkennen, wo immer es sich finden mag. Ja, tief eindringender und behutsam auslegender Forschung kann es gelingen, durch folgerichtiges Zu-Ende-Denken der manchmal nur angedeuteten oder zerfließenden Ansätze die widerstrebenden Züge zur Einheit zusammenzuschließen und so in einer Darstellung von überraschender Klarheit gleichsam das Unmögliche möglich zu machen. Wenn die Religionsgespräche der vergangenen Jahrhunderte so wenig ausgerichtet, wenn sie meist die Gegensätze verschärft haben, so ist der Grund ganz einleuchtend. Man hat damals eben nicht um die Wahrheit allein mit dem Willen zur Einigung gestritten, sondern die leidenschaftliche Erregung der Gemüter war so stark, daß eine Verständigung nicht gelingen konnte. Wo Menschen wirklich selbstlos nur die Wahrheit wollen, werden sie einander immer näher kommen; schon die gemeinsame Liebe zur Wahrheit wird sie verbinden und der eine Gott der einen Wahrheit ihre heißen Bemühungen segnen.

⁸ F. Chr. Baur, *Der Gegensatz des Katholizismus und des Protestantismus*, 1834, 301.

⁹ J. A. Möhler, *Neue Untersuchungen*, 1834, § 73 S. 449; vgl. J. R. Geiselman, *J. A. Möhler, Die Einheit der Kirche usw.*, Wien 1940, 91.

Aber, so kann man fragen, wie sollte denn eine Verständigung möglich sein, wenn sich These und Antithese unvereinbar gegenüberstehen? Nun, These und Antithese brauchen sich nicht zu verständigen, sondern die Menschen, die jene These oder Antithese vertreten, sollen sich über den genauen Sinn der einzelnen Aufstellungen Klarheit schaffen. Es kann nämlich sein, daß sowohl These als auch Antithese nicht ganz richtig sind. Es kann sein, daß These oder Antithese nicht richtig formuliert ist oder nicht richtig verstanden wird. Gleiche Worte können verschiedenen Sinn, verschiedene Worte gleichen Sinn decken. Doch auch dort, wo zwei Ansichten einander ganz unzweideutig widersprechen, wird der Wille zur christlichen Einheit entweder in den Wahrheitsmomenten oder in den Motiven der Ansichten Ansatzpunkte finden, um den Abstand wenigstens zu verringern und dadurch eine Verständigung vorzubereiten. Denn es ist wohl zu beachten, daß allen religiösen Bewegungen, auch den tiefsten Spaltungen und den ärgsten Verirrungen, irgend eine große Wahrheit oder ein dringliches Verlangen des menschlichen Herzens zugrunde liegt. Wie wäre es sonst zu erklären, daß Millionen und aber Millionen jahrhundertlang von ihnen ergriffen und umstrickt würden? Die Befreiung dieser Wahrheit und dieses Verlangens von den anhaftenden Schlacken des Irrtums und der Verzerrung muß das Ziel des geistigen Ringens sein, und darin eröffnet sich zugleich ein Weg zur Einigung und Einheit.

Freilich läßt sich hier der Einwand nicht verschweigen, daß der Wille zur Einheit den unerbittlichen Ernst der Wahrheitsforschung schwächen und die „intellektuelle Ehrlichkeit“ gefährden könnte. Diese Gefahr besteht nicht nur in der Möglichkeit; sie ist reell. Ireniker geraten daher leicht in Verdacht, keine klaren, scharfen Köpfe zu sein, und müssen in der Tat auf der Hut sein, sich um des lieben Friedens willen mit Kompromissen zu begnügen, die in verschwommenen Begriffen und Formulierungen eine Einheit nicht begründen, sondern vortäuschen. Zur Abwendung dieser Gefahr hält die göttliche Vorsehung noch ein wirksames Hilfsmittel bereit und sorgt dafür, daß die Wahrheitsfrage nicht zu kurz komme. Sie erweckt neben den Irenikern die Polemiker. Indem diese die ganze Wachheit und Schärfe ihres Geistes aufbieten, um die Gegensätze hervorzukehren, Unklarheiten zu entlarven und die „schwachen Punkte“ herauszufinden, beugen sie trügerischen „Kurzschlüssen“ vor und zwingen die Freunde der christlichen Einheit, ihr Werk mit aller Behutsamkeit und wissenschaftlicher Sauberkeit zu vollbringen. Sie dürfen also nicht einfach hin als Störenfriede abgetan werden, auch wenn sie anscheinend Steine in den Weg rollen und daher als lästig empfunden

werden; sie können — vielleicht wider Willen — treffliche Helfer zur Einheit durch die Wahrheit sein.

Es ist das Neue und Erfreuliche an den heutigen Bemühungen um die kirchliche Einheit, daß die alten Kampflosungen und Schlagworte zwar nicht bei allen, aber bei vielen Christen ihre Zugkraft eingebüßt haben. Die mannigfachen Aussprachen der letzten Jahrzehnte haben es auch offenbar gemacht, wieviel Fremdheit, wieviel Unausgesprochenes und Ungeklärtes zwischen den getrennten Kirchen steht, und wie notwendig es ist, die theologische Diskussion von Voraussetzungen zu befreien, die ungenau, mehrdeutig, oder geradezu falsch sind, aber unter dem Einfluß der Überlieferung als selbstverständlich unbesehen hingegenommen werden. So ist man aufgeschlossen geworden für eine sachliche Prüfung der Glaubensunterschiede; man will nicht mehr eine Pathologie des andern Bekenntnisses (Menschliches, Allzumenschliches findet sich überall), sondern verlangt nach einer Ontologie, die den Tatbestand wahrheitsgetreu darstellt und Licht und Schatten gerecht verteilt. Eine solche unvoreingenommene Haltung ist jetzt deshalb so notwendig und nützlich, weil alle Fragen, die zwischen Protestanten und Katholiken strittig sind, einer neuen Beleuchtung und Durchdringung bedürfen. Denn im Lauf von vier Jahrhunderten haben sich die Fragestellungen und die Fronten wesentlich geändert. Wir durchschauen heute die tragischen Verwicklungen des Reformationszeitalters besser, als es den Menschen von damals möglich war. Uns steht ein reiches Anschauungsmaterial zur Verfügung; wir kennen die aufgestellten Grundsätze und die Folgerungen, die sich daraus entwickelten, die Hoffnungen und die Enttäuschungen der Geschichte. Wir sind auch um vieles bereiter, Fehler und Versäumnisse, Einseitigkeiten, Verengungen und Übertreibungen einzugestehen.

Die Hl. Schrift erschien den Reformatoren zunächst als ein Buch, das sich selbst erkläre, völlig genügend, die Einheit und Unverfälschtheit des Glaubens zu verbürgen. Aber die heillose Verwirrung über die richtige Auslegung der Hl. Schrift hat schließlich die Frage in den Vordergrund gerückt, wer denn nun berufen sei, über den eigentlichen Sinn der Schrift endgültig und verpflichtend zu urteilen. Wenn die Protestanten es als untragbar erachten, daß die Kirche dieses Amtes walte, dann erscheint es den Katholiken noch viel untragbarer, daß dazu jeder einzelne Gläubige befugt sein solle. Anderseits ist es zutreffend, daß viele Protestanten die Hl. Schrift fleißiger lesen und besser kennen als durchweg die Katholiken. Darum ist es eine berechnete Forderung und Bestrebung, daß die Katholiken mehr zur Hl. Schrift hingeführt werden und ihr Glaubensleben mehr an den unmittelbaren Quellen des Evangeliums stärken sollen.

Auch in der Frage der Rechtfertigung hat sich die Lage vielfach bedeutsam geändert. Die alte Auffassung der Konkordienformel (1577), daß der Mensch sich zum Akt der Rechtfertigung »wie Klotz und Stein« verhalte, hat die Protestanten nicht gehindert, in der re-

religiös-sittlichen Erziehung auf Grund der durch Christus geschehenen Rechtfertigung die menschliche Mitwirkung, das Arbeiten an sich selbst, fast genau so oder noch schärfer zu betonen als die Katholiken. Auf der andern Seite ist allmählich immer mehr bekannt geworden, wie weit die echte, auf dem Tridentinischen Konzil verkündete katholische Lehre davon entfernt ist, die Selbstgerechtigkeit, das Pochen auf eigene Verdienste zu empfehlen, daß sie im Gegenteil die Rechtfertigung des Sünders der göttlichen Gnade zuschreibt. So spitzt sich die Frage schließlich auf die Entscheidung zwischen der Allwirksamkeit oder der Alleinwirksamkeit Gottes zu oder auf das genaue Verhältnis von Gnade und Freiheit, also auf ein Geheimnis, das trotz dem Lichte der Offenbarung für unsere irdischen Augen doch immer mit einem letzten undurchdringlichen Schleier umhüllt bleiben wird.

Besonders bemerkenswert ist der tiefe Wandel der Ansichten in der eigentlichen Kirchenfrage. Es scheint, daß die ganze Entwicklung des Protestantismus auf diese Frage hindrängt. Wohl ist die »Freiheit des Christenmenschen« berechtigt und in der Hl. Schrift begründet. Aber eine Freiheit, die in der Autorität kein entsprechendes Gegengewicht hat, führt zu einem Chaos von Anschauungen, das den Glauben unterwühlt und die Gemeinschaft zerstört. Die kirchliche Autorität ist also notwendig, um die Einheit der objektiven Offenbarung gegen die Vielzahl der subjektiven Deutungen zu sichern. Das hat man im Sturm und Drang der Reformation noch nicht klar gesehen. Nun aber bestätigen es die Zeitläufte. So ist denn in unsern Tagen ein neues Verständnis erwacht für die Bedeutung der Kirche, ihre Verfassung, ihre Aufgabe und Autorität. Nicht als ob die Frage nach der Kirche inhaltlich die religiös und theologisch wichtigste wäre. Die Frage: wie finde ich einen gnädigen Gott? steht in der Rangordnung der Werte höher als die Frage: Wo finde ich die wahre Kirche Christi? Aber methodisch, d. h. in der Ordnung der Erkenntnis entscheidet die Frage nach der Kirche alles; denn wenn ich die wahre Kirche Christi gefunden habe, dann habe ich zugleich die ganze Offenbarung Christi, dann erhalte ich auch Antwort auf die Frage, wie ich einen gnädigen Gott finde, dann weiß ich auch, wo das Evangelium lauter verkündigt wird und die Sakramente recht verwaltet werden.

Das Verständnis für die Bedeutung und Notwendigkeit der kirchlichen Autorität hat auch zu einem gerechteren Urteil über die katholische Kirche geführt. Selbst im Hinblick auf die päpstliche Unfehlbarkeit — den Hauptstein des Anstoßes — hat sich zwar nicht das Dogma selbst, wohl aber die Meinung über das Dogma weithin geändert, nachdem die Geschichte manche Besorgnisse zerstreut hat. Zur Zeit des Vatikanischen Konzils glaubten viele, nun werde der Papst beginnen, ein neues Dogma nach dem andern zu verkünden und eine unbeschränkte Herrschaft über die Gewissen auszuüben. Heute wissen wir, daß der Papst im Gebrauch der ihm vom Vatikanum zugesprochenen Vollmacht äußerst zurückhaltend ist. Der Papst ist wie der letzte Gläubige gebunden an die Hl. Schrift und die Überlieferung der Kirche. »Überraschungen« sind also nicht zu befürchten. Das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit entspringt nicht — wie viele behauptet haben — der Herrschsucht der römischen Kirche, sondern ist erlassen zum Schutz und zur Stütze des rechten Glaubens, also aus einem religiösen Motiv. Freilich darf die kirchliche Autorität die »Freiheit des Christenmenschen« nicht unterdrücken. In praxi wird es oft genug vorkommen, daß der Katholik die Autorität, der Protestant die Freiheit überbetont. Je reiner der Geist des Evangeliums erkannt und betätigt wird, desto mehr wird sich zwischen Freiheit und Autorität

zwar eine lebendige Spannung, zugleich aber eine schöpferische Synthese ergeben.

So ist zwischen Katholizismus und Protestantismus vieles in Fluß geraten, was einer reiflichen Erwägung würdig und bedürftig ist, und die Freunde der *Una Sancta* bestreben sich, die rechte Gesinnung zu dem Werk der konfessionellen Verständigung mitzubringen. Drei besondere Umstände sind es nun, die diesem Werk günstig sind und die heutige Zeit als ein „tempus opportunum“ für das sachliche Gespräch zwischen den Konfessionen erscheinen lassen.

1. Einmal die klare Unterscheidung und Scheidung der Frage nach der kirchlichen Einheit und der Frage nach dem Heil. Was in der Vergangenheit das Verhältnis zwischen den getrennten Kirchen so verwirrt und vergiftet hat, ist die Verquickung dieser beiden Fragen. Wenn im 16. und 17. Jahrhundert selbst brutale Gewalt angewandt wurde, um die Menschen zum wahren Glauben zu zwingen, so geschah es nicht, weil die Menschen von damals rückständiger oder schlechter gewesen wären als wir — unser 20. Jahrhundert hat wahrlich nicht den geringsten Anlaß, sich über irgendein anderes Jahrhundert zu überheben —, sondern es geschah leider nur zu oft, weil man die äußere Zugehörigkeit zur wahren Kirche als unbedingt heilsnotwendig betrachtete. Deshalb sprachen die Theologen den Fürsten nicht nur das *Recht*, sondern auch die *Pflicht* zu, ihre Untertanen zur Annahme des wahren Glaubens zu zwingen. Aus diesem falschen Prinzip ist unermeßliches Elend und Unrecht über die Protestanten, aber auch über die Katholiken gekommen. Heute erkennen wir die Verderblichkeit jenes Grundsatzes, und zwar nicht deshalb, weil wir nicht mehr die Macht haben, ihn anzuwenden, sondern weil er dem Wesen und Geist der christlichen Religion widerspricht und weil die Gewaltanwendung gerade das verhindert, worauf es einzig ankommt: nämlich die *freiwillige* Annahme des wahren Glaubens. Wiewohl es wahr bleibt, daß niemand gerettet wird, der nicht irgendwie zur Kirche Christi gehört, so ist doch die *äußere* Zugehörigkeit zu dieser Kirche *nicht* unter allen Umständen heilsnotwendig, da Gott jedem Menschen allüberall die hinreichende Gnade verleiht, um seine Seele zu retten. Ja, im äußersten Notfall genügt nach Hebr 11,6 der Glaube an Gott, den Vergelter des Guten und Bösen, zur Rechtfertigung und zum Heil. Wir brauchen also bei aller Hochhaltung der *einen* Wahrheit und der *Una Sancta* keinen aufdringlichen Bekehrungseifer zu entwickeln aus Furcht, daß der andere sonst ewig verlorengelie.

2. Zweitens die günstige Stimmung im Kirchenvolk. Die theologischen Auseinandersetzungen sind, wie schon Möhler für seine Zeit klar erkannt und ausgesprochen hat,

immer nur das Echo der Stimmung, die allgemein in der Kirche herrscht; sie spiegeln das öffentliche Verhältnis der Konfessionen wider. Wenn die Gläubigen leidenschaftlich konfessionell erregt sind, wird es den Theologen nur schwer möglich sein, versöhnlich und sachlich zu sprechen; solche Worte verwehen dann im Winde. Eine besonnene, fruchtbare Aussprache kann erst zustande kommen, wenn im Leben selbst Ruhe eingetreten ist und die Annäherung zwischen den Konfessionen von den Gläubigen gewünscht wird. Das ist nun heute der Fall, auch in unserem eigenen Vaterland. Wohl niemals seit der Reformation ist in Deutschland das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten so gut gewesen wie in unsern Tagen. Eine Polemik, wie sie noch vor fünfzig, sechzig Jahren die Gemüter erhitzte und verbitterte, würde heute von dem christlichen Volk nicht mehr ertragen werden; dagegen finden Worte der Verständigung ein williges Ohr. Als Adolf Harnack 1907 an der Berliner Universität seinen Vortrag über „Protestantismus und Katholizismus in Deutschland“ hielt und zum Aufgeben der alten falschen Kampfweise mahnte, wurde seine Rede — wie seine Tochter und Biographin Agnes von Zahn-Harnack berichtet — mit eisigem Schweigen aufgenommen. Heute ist das, was er damals ausführte, weithin bei vielen Christen zur Selbstverständlichkeit geworden. Diese versöhnliche Stimmung im Kirchenvolk erleichtert ganz wesentlich eine ruhige Aussprache über die Glaubensunterschiede.

3. Drittens die innere Lage der Christenheit. Das Christentum macht jetzt ohne Zweifel eine Zeit der Demütigung durch. Es ist eine Zeit innerer schwerer und schwerster Prüfung. Das ist nicht etwas, was an sich den Christen befremden oder erschrecken könnte. Solche Zeiten sind von dem Herrn der Kirche vorhergesagt, und in solchen Zeiten kann und soll die Kirche von innen wachsen. Es geht um das Bewußtsein, das heute in den besten Christen aller Konfessionen lebt, daß das Christentum unserer Tage einer Erneuerung aus den Tiefen des Evangeliums bedarf. Das Christentum von heute leidet unter seiner eigenen Mittelmäßigkeit. Die Erkenntnis dieser leidigen Tatsache wird es gewesen sein, die dem großen Papst Pius XI. am Ende seines Lebens die Worte auf die Lippen drängte, daß in der gegenwärtigen Weltensunde niemand das Recht habe, mittelmäßig zu sein. Besonders nach den bitteren Erfahrungen der letzten Jahre fühlen wir instinktiv, daß wir hüben und drüben ernstlich darum ringen müssen, als Christen in Form zu kommen; denn erst wenn wir in Form sind, dürfen wir mit Grund hoffen, aus unseren Reihen mehr Männer und Frauen von Format herausstellen zu können. Eine solche Zeit ist für das Gespräch

zwischen den Konfessionen günstig, weil sie den Geist der Überheblichkeit fernhält; sie stimmt bereit, eigene Fehler einzugestehen und die andern mit Ehrfurcht und Liebe zu behandeln, ja sogar von ihnen zu lernen.

Damit nun die Verständigung ihre guten Früchte trage, sind einige methodische Bedingungen zu erfüllen, die wenigstens kurz erwähnt seien. Der rechte Ansatz zur Una Sancta-Arbeit wird schon verfehlt, wenn man mit Forderungen oder Kritik gegenüber dem andern beginnt. Nicht was der andere zu tun oder zu lassen hat, sondern was ich für die christliche Einheit tun kann und soll, ist die entscheidende Frage. In einem Gebet, das Papst Benedikt XV. im Jahre 1916 für die Vereinigung zwischen Rom und dem Orient empfohlen hat, heißt es: „Bewahre uns vor jedem Fehler, der sie uns noch mehr entfremden könnte.“ Das ist echte ökumenische Gesinnung: auf die Fehler achten, die wir zu meiden haben, und aus unserer Person das Licht des Evangeliums so herausstrahlen lassen, daß es anziehend und nicht abstoßend wirkt.

Das zweite ist, daß ein jeder nach dem Maße seiner Fähigkeiten zu diesem Werk beitrage. Die Gaben sind verschieden. Jeder kann helfen durch sein Gebet und durch sein gutes Beispiel, das mächtiger ist als das beredteste Wort. Aber die theologische Diskussion zwischen den Kirchen muß denen vorbehalten bleiben, die dazu durch Kenntnis und Erfahrung berufen sind. Hier wie überall kann die große Masse wohl an den Ergebnissen, nicht aber an der Forschung der Wissenschaft Anteil haben. Darum muß vor einem naheliegenden Irrtum ausdrücklich gewarnt werden. Viele Menschen glauben: wenn ein Thema sie in seinem Inhalt angehe, dann seien sie ohne weiteres auch berufen und befähigt, mitzureden. Aus diesem Mißverständnis stammt das undisziplinierte, uferlose Gerede über ethische, rechtliche, religiöse Dinge, das zwar von Interesse, aber keineswegs immer auch von Verständnis für den jeweiligen Gegenstand zeugt. Auch das Fragegebiet der Una Sancta ist von jeher ein beliebter Tummelplatz für Idealisten, Phantasten und Schwärmer gewesen, die durch ihre wirklichkeitsfremden Vorschläge und Pläne Unruhe und Verwirrung stifteten. Von diesen Irrungen ist die Arbeit für die kirchliche Einheit freizuhalten und ihr die Würde eines ernsten und ernst zu nehmenden Werkes zu wahren.

Das dritte ist die schwierige Kunst der Geduld und des Wartens. Es handelt sich um eine langwierige Arbeit auf weite Sicht, wo noch viele Hindernisse zu überwinden sind. Jeder einzelne Schritt ist wohl zu überlegen und den Umständen der Zeit und des Ortes, auch der Geistesart des jeweiligen Gesprächspartners anzupassen. Ein Eifer, der nicht

nach Einsicht ist (Röm 10,2), schadet und „ein einziger, der Fehler macht, kann viel Gutes selbst verderben“ (Pred 9,18). Ungestümes Draufgängertum ist ebenso oder noch mehr zu meiden als müde Resignation und reine Passivität. Alle fiebrige Unruhe, alles, was an Betrieb und Sensation erinnert, muß diesem heiligen Werk fernbleiben. Ein inneres Feuer muß in unserer Brust für die Einheit der Kirche brennen, aber in seiner Ausstrahlung nach außen durch Klugheit und Liebe beherrscht werden. Im allgemeinen wird es weniger darauf ankommen, Gelegenheiten zu Gedankenaustausch zu schaffen, als die zahlreichen sich von selbst anbietenden gut zu nutzen. Was heute als Aufdringlichkeit empfunden und daher zurückgewiesen wird, kann morgen als willkommene Begegnung begrüßt werden. Wo der ernste Wille zur Einheit als Grundgesinnung und Grundstimmung der Seele vorhanden ist, wirkt er bewußt oder unbewußt auch ohne äußeren Antrieb; wo er aber fehlt, wird alles Zureden oder Drängen wenig oder nichts fruchten. Das Wirken für die christliche Einheit muß so das Gepräge aller Werke Gottes tragen: es muß von innen wachsen in der Stille, ohne Lärm, ohne Gepränge; es kann und soll nicht von außen gemacht werden.

Endlich seien noch zwei Fragen kurz beantwortet, die immer wieder gestellt werden. Die erste Frage: Ist die Una Sancta-Arbeit eine (offene oder getarnte) Konvertitenbewegung nach Rom hin? Nein! Una Sancta-Arbeit und Konvertitenbewegung (sofern dieser Ausdruck überhaupt einen vernünftigen und sittlich einwandfreien Sinn hat) sind zwei verschiedene Dinge. Beide stehen sogar in einem Spannungsverhältnis; denn die Una Sancta-Arbeit will das gegenseitige Verhältnis zwischen den Konfessionen verbessern, Einzelkonversionen pflegen es zu verschlechtern, weil alsbald der Vorwurf der Proselytenmacherei oder des „Schafsdiebstahls“ erhoben wird und die Gemüter verbittert. Dennoch kann man nicht sagen und fordern: „Einzelkonversionen dürfen und sollen nicht stattfinden!“ Man darf dies nicht sagen und fordern aus dem einfachen Grunde, weil jeder Mensch verpflichtet ist, seinem Gewissen und damit der Wahrheit, soweit er sie erkennt, zu folgen. Von dieser Pflicht kann ihn keine Kirche, keine Rücksicht auf liebe Angehörige (Matth 10,34—37) und keine Furcht vor Unannehmlichkeiten oder Nachteilen dispensieren. Man kann durchaus die Behauptung wagen, daß Kardinal Newman vielleicht mehr für die Annäherung zwischen Canterbury und Rom gewirkt hätte, wenn er Anglikaner geblieben wäre. Das ändert nichts an der Tatsache, daß er verpflichtet war und gut daran tat, seinem Gewissen zu folgen.

Da aber alle Arbeit für die kirchliche Einheit von unbeding-

tester Wahrhaftigkeit beseelt sein muß und schon den bloßen Schein eines unaufrichtigen Spieles mit verdeckten Karten zu meiden hat, so machen die Freunde der Una Sancta kein Hehl daraus, daß sie in der Tat aus aller Anti-Haltung herausstreben, zunächst die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken nach Möglichkeit verringern wollen und dadurch — „hoffend wider die Hoffnung“ (Röm 4,18) — dem letzten Ziel zu dienen beabsichtigen, die beklagenswerte, durch beiderseitige Schuld entstandene Glaubenspaltung des 16. Jahrhunderts wieder aufzuheben: „ut omnes unum sint“. Wem dieser gedankliche Fernblick utopisch, unerträglich und als Verrat an seiner religiösen Überzeugung erscheint, der mag wohl für die Einheit in der Liebe Verständnis aufbringen, er wird aber nach dem Grundsatz „Principiis obsta“ schon den ersten Versuchen um die kirchliche Einheit widerstreben. Nur soll er es auch offen und ehrlich sich selbst und andern eingestehen.

In einem übertragene n Sinne ist dagegen die Bemühung um die Una Sancta eine echte Konvertitenbewegung. Sie will nämlich alle Christen, die Protestanten und die Katholiken, veranlassen, ernstlich an ihrer eigenen Reform zu arbeiten und sich so zum Besseren zu bekehren. Jede echte, fruchtbare Reform im Christentum und in der Kirche beginnt mit der Reform der eigenen Person. So wird das Wirken für die kirchliche Einheit zu einem heiligen Wettkampf der Konfessionen, indem „sie sich auf eine erleuchtete Weise bestreben, sich gegenseitig in der Verherrlichung dessen zu übertreffen, den sie gemeinsam als die Quelle des Heils verehren“ (Möhler, Symbolik *177). Es wird ihnen zu einer strengen Schule der Selbstkritik und Selbstzucht, und zwar auch in der Richtung, daß die Gläubigen angehalten werden, ihre eigene Religion besser kennen zu lernen; denn die religiöse Unwissenheit ist heute sehr groß, auch unter den sogenannten Gebildeten. Alle Annäherung zwischen den getrennten Kirchen muß aber vom Wissen, nicht vom Nichtwissen ausgehen.

Die zweite Frage lautet: Hat denn die Arbeit für die kirchliche Einheit überhaupt irgendeine Aussicht auf Erfolg? Vorab mag die Antwort überraschen, daß die Frage für den Christen nur eine untergeordnete Rolle spielt. Wenn wir erkannt haben, daß wir nach Gottes Willen für die Einheit zu sorgen haben, dann stehen wir in Gottes Auftrag und Dienst, und jedes auftauchende Bedenken wird durch das Bewußtsein überwunden: Gott will es! Auch Enttäuschungen und Rückschläge ändern nichts an diesem Sachverhalt. Daß die Aufgabe sehr mühsam und heikel ist, kann kein nüchterner Beurteiler der wirklichen Verhältnisse verkennen. Billige Lorbeeren sind hier nicht zu ernten, und die Pioniere der kon-

fessionellen Verständigung werden sich oft in einen anstrengenden Zweifrontenkrieg verwickelt sehen. Am allerwenigsten haben aber diejenigen ein Recht, die Aussichtslosigkeit aller Una Sancta-Arbeit geltend zu machen, die selbst keine Hand dafür rühren, dagegen immerfort die zarten Keime tastender Versuche mit dem Scheidewasser ihrer rein negativen Kritik begießen. Und das gleiche gilt in erhöhtem Maße von jenen, die den Willen zur kirchlichen Einheit überhaupt nicht haben und sich nur einschalten, um zu bremsen und zu hemmen; sie sind in Wahrheit nicht Arbeiter an diesem großen, heiligen Werk, sondern müssen als Saboteure bezeichnet werden.

Wollen wir indes „nach Menschenart“ sprechen, so stellt sich die Aussicht für die Zukunft so dar, daß dogmatische oder organisatorische Einigungen zwischen den getrennten Kirchen in nennenswertem Ausmaß für absehbare Zeit nicht zu erwarten sind. Dazu sind die geschichtlichen, psychologischen und theologischen Vorbedingungen noch nicht erfüllt. Wichtiger und dringender als die Einheit selbst ist zunächst der Wille zur Einheit, der eine tiefgehende Umformung der inneren Gesinnung einschließt. Wenn ein ernster, tatkräftiger und opferbereiter Wille zur Einheit Gemeingut der ganzen Christenheit würde, dann zöge damit ein ganz neuer Geist in sie ein, und wir dürften ohne Übertreibung von einem wahren Pfingstwunder reden. Das Gebet um die Einheit, das wir vereinzelt oder gemeinsam verrichten, muß sich also vor allem auf diesen Willen zur Einheit richten, und der Vater vom Himmel wird diesen guten (heiligen) Geist denen geben, die ihn darum bitten (Luk 11,13).

Es gibt freilich auch Christen, die mit einem gelinden Schrecken an einen allzu schnellen Erfolg der Einigungsbestrebungen denken. Sie befürchten, daß für die geeinte Christenheit wegen des Mangels an Kritik und Wettbewerb der Konfessionen die Gefahr der Stagnation heraufziehen möchte. Aber diese Sorge können wir wohl getrost der Zukunft und dem Herrn der Kirche überlassen. Einstweilen sieht es nicht danach aus, als ob es dem Christentum in Gegenwart und Zukunft an Gegnern und Kritikern fehlen würde.

Zum Schluß sei die Arbeit für die kirchliche Einheit in einem einprägsamen Vergleich zusammengefaßt, den zuerst ein schwedischer Theologe angeregt hat¹⁰. Er vergleicht die Versuche der verschiedenen Kirchen um die Una Sancta mit der Erbauung des Gotthardtunnels. Als dieser Tunnel in Angriff genommen wurde, begannen die Ingenieure nach einem genau

¹⁰ E. Lehmann, *Teologien och kyrkans enhet. Enig Kristendom in der Olaus Petri-Sammlung »Kyrkans Enhet«*, Stockholm 1919, 62 f.; vgl. Fr. Heiler, *Der Katholizismus*, München 1923, 704.

berechneten Plane den Durchstich gleichzeitig von beiden Seiten des Berges aus. Mit jedem Tag wurde der Abstand zwischen den Werkleuten geringer und allmählich kamen sie einander so nahe, daß sie in freudiger Gespanntheit die Hammerschläge von der anderen Seite hören konnten. Schließlich trafen sie sich genau in der Mitte, nachdem die letzte Scheidewand gefallen war. Vielleicht kann uns dieser wundervolle Vergleich dazu helfen, unsere Aufgabe im Dienste der kirchlichen Einheit recht zu verstehen.

Zwischen den getrennten christlichen Kirchen hat sich im Laufe der Jahrhunderte ein gewaltiges Gebirgsmassiv aufgetürmt. Es wird gebildet von den Gegensätzen, Mißverständnissen, Vorurteilen, Abneigungen, Gehässigkeiten, Glaubenskämpfen, Bedrückungen und Verfolgungen, kurz von all den meist häßlichen Dingen, von denen uns die Geschichte der Kirchenspaltungen berichtet. Dieses gewaltige Massiv, das uns voneinander scheidet, können wir unmöglich in kurzer Zeit abtragen oder durchstoßen. Aber der Herr der Kirche hat sein Testament, das eine einige Christenheit nachdrücklichst fordert, nicht abgeändert und nicht abgeschafft; er ist und bleibt der große Ingenieur der kirchlichen Einheit. Darum hat er in unsern Tagen in vielen Christen einen neuen Geist, eine neue Liebe zur Einheit erweckt. Er setzt in seiner weisen und gütigen Vorsehung die einzelnen Gläubigen jeweils nach ihren Fähigkeiten an dieses große, auf weite Sicht gedachte Werk. Er kann die verschiedensten Arbeiter verwenden, nicht nur die gelehrten, sondern auch die ungelehrten und er weist niemand zurück, der guten Willens ist. Viele (nicht alle) Christen sind heute für seinen Ruf hellhörig geworden und haben sich nun aufgemacht, den Durchstich durch das trennende Gebirgsmassiv zu versuchen.

Freilich gleichen ihre redlichen Bemühungen und fleißigen Anstrengungen den schwachen Hammerschlägen des einzelnen Arbeiters im Gotthardtunnel. Was vermag der einzelne Christ, um ein solches Riesenwerk zu vollbringen? Ist er nicht einem Zwerge ähnlich, der einen Felsblock bewegen will? (vgl. Mark 16,3). Aber die vereinte Kleinarbeit von Millionen kann auch die größten Berge abtragen oder durchstoßen, wenn sie nur in rechter Weise zusammenstimmt. Jeder Christ kann hier seinen Beitrag leisten. Dort wird ein andächtiges Gebet für die christliche Einheit zum Himmel gesandt, im stillen Kämmerlein oder gemeinsam; dort wird im verborgenen eine Tat der Liebe am Andersgläubigen vollbracht und ein umdüstertes, verbittertes Gemüt aufgehellt; dort wird ein Vorurteil, ein Irrtum berichtigt, dort eine Indiskretion, eine Taktlosigkeit verhütet oder wieder gutgemacht; dort wird ein falsches Gerücht,

das die Beziehungen zwischen den Konfessionen vergiftet, unschädlich gemacht; dort findet eine friedliche, brüderliche Aussprache statt, die viel Licht und Liebe spendet; dort wird ein gutes Buch geschrieben, das aufklärt und versöhnt. Jeder Vorgang, nur in sich selbst und für sich allein betrachtet, ohne Verhältnis zu der gewaltigen Aufgabe, nicht der Rede wert, wenn auch kostbar in den Augen Gottes (Mark 9,41). Aber in ihrer Gesamtheit werden alle diese kleinen Bemühungen und Handreichungen helfen, das Antlitz der Erde umzugestalten. Auch diese Arbeit geschieht wie beim Alpendurchstich am besten unterirdisch, unauffällig, unter einem Schutzwall der Diskretion, gleichsam unter Ausschluß der Öffentlichkeit — nicht als ob sie das Licht des Tages zu scheuen hätte, sondern um unnötige Störungen zu vermeiden und neugierige, innerlich unbeteiligte Zuschauer fernzuhalten. So wie die Spaltung gekommen ist durch millionenfache Schuld und Versäumnis, so muß umgekehrt ihre Überwindung vorbereitet werden durch die treue, beharrliche, selbstlose Zusammenarbeit von ungezählten Millionen. Freilich auch dieser Zusammenarbeit wird das Werk der Einheit nicht gelingen, wenn der Herr der Kirche die Tätigkeit der Bauleute nicht segnet. Ihm als dem großen Ingenieur der Einheit fällt die wichtigste Aufgabe am christlichen Tunnelbau zu, nämlich die unabsehbare Schar kleiner Arbeiter so einzusetzen und so zu führen, daß sie die Mittelachse genau einhalten, damit nicht trotz eifrigster und bestgewollter Anstrengungen die beiden Stollen schließlich aneinander vorbeigehen, sondern sich fest und sicher in der Mitte treffen. Und vor allem: Jesus Christus allein ist unser Friede; er allein kann auch die letzte Scheidewand niederlegen, die zwischen den getrennten Kirchen aufgerichtet ist (Eph 2,14).

Wenn jemals der große Tag der christlichen Einheit aufleuchten sollte — wir wissen nicht, ob und wie und wann —, dann wird es weder Sieger noch Besiegte geben. Die kleinsten Berechnungen und Empfindlichkeiten menschlicher Beschränktheit werden an diesem Tage von den Christen abfallen, wie die traumhafte Gedankenwelt des Kindes vor den hellen Einsichten des gereiften Mannes verblaßt (1 Kor 13,11). Dann werden sich alle in tiefer Demut und dankbarer Freude vor dem einen Gott und dem einen Christus beugen (Joh 17,3), und gesiegt haben wird die christliche Wahrheit und die christliche Liebe.